

Point d'argent, point de Suisses

Geld und Geist in der Schweizer Literatur

Von Stefan Howald

Diese Veranstaltung findet im Rahmen von *Geld bewegt* statt, einem Projekt im Zentrum Karl der Grosse, das Anfang 2005 begonnen hat und noch bis in den Mai dauert, mit verschiedensten Aktivitäten und Veranstaltungen. In der Tradition des Zentrums sind diesen Nachmittags schon Beiträge aus dem Publikum präsentiert worden, und jetzt möchte ich meinen Beitrag zum Thema *Geld und Geist in der Schweizer Literatur* leisten. Wie Geld bewegt, möchte ich dabei in zweierlei Hinsicht betrachten: Erstens ganz real, wie es Schriftsteller umgetrieben hat, und zweitens, wie sich das in der Literatur niederschlägt. Ich liefere ein paar Facetten, keine Gesamtschau, auch keine übergreifenden Thesen. Literatur ist ja immer konkret.

Zwei Einschränkungen: Nachdem ich mein Material beisammen hatte, habe ich gemerkt, dass es nur Schriftsteller, Männer umfasst. Das sagt sicherlich etwas über mich aus, aber wohl ebenso etwas übers Thema. Immerhin: Wenn auch keine Schriftstellerinnen vorkommen, so kommen doch Frauen vor, real und dargestellt von den Männern.

Zudem konzentriere ich mich eher auf historische Figuren. Dafür, finde ich, braucht es keine Rechtfertigung. Auf jeden Fall hoffe ich, dass meine Facetten zuweilen auch einen Lichtstrahl auf die heutige Zeit werfen.

I

Die Schweiz im heutigen Sinn gab es noch gar nicht, da gab es schon den Topos von den geldgierigen Schweizern. Entstanden ist er im Zusammenhang mit dem Reisläufertum, den Schweizer Söldnern. Der englische Humanist Thomas Morus beschreibt 1516 in seiner *Utopia* die Zapoleten, ein «abscheuliches und ruchloses Volk», das sich von den Zeitgenossen unschwer als Eidgenossen entziffern liess:



«Nur zum Kriege geboren, suchen sie eifrig nach Gelegenheit dazu; bietet sich eine, so stürzen sie sich mit Gier darauf, rücken in hellen Scharen aus dem Lande und bieten sich um geringen Sold jedem Beliebigen an, der Soldaten sucht. Nur dieses eine Gewerbe

verstehen sie: das Leben zu fristen, indem sie den Tod suchen. Wem sie um Sold die-

nen, für den fechten sie mit Eifer und unerschütterlicher Treue. Jedoch verpflichten sie sich nicht bis zu einem bestimmten Termin, sondern ergreifen nur unter der Bedingung Partei, dass sie bereits am nächsten Tage zu den Feinden übergehen können, wenn ihnen diese höheren Sold bieten, und schon am übernächsten kehren sie zurück, verlockt durch ein wenig mehr Geld.» (Howald 2004, 30)

Was Morus so verderblich schien, das Angebot, sich um Geld zu verkaufen, war erst durch die Nachfrage nach Söldnern geschaffen worden, und es waren die europäischen Grossmächte, die den Preis der neuen Ware hochtrieben. Im 17. Jahrhundert hatte sich das Bild so verfestigt, dass es Jean Racine in seiner Satire *Les Plaideurs* (1668) einer seiner Dramenfiguren epigrammatisch in den Mund legen konnte: *point d'argent, point de Suisses*. Schweizer kriegt man nur, wenn man mit dem Geldbeutel lockt.

Dahinter standen zwei verschiedene Wertesysteme. Der Feudaladel kämpfte um viel Macht und ein wenig Ehre; die bäuerlichen Eidgenossen, die schon bei Morgarten alle zeitgenössischen Vorstellungen über den Haufen und in den See geworfen hatten, verstießen erneut dagegen und passten sich der frühbürgerlichen Geldwirtschaft an.

Wenn es gerade die europäischen Machthaber waren, die den Eidgenossen die Möglichkeit zu einem neuen Selbstbewusstsein anboten, so versuchten sie die Emporkömmlinge zugleich in Schach zu halten und sozial abzuwerten. Neben der angeblichen Geldgier belasteten sie die Schweizer deshalb mit weiteren Untugenden, wie Grobheit, Unkultiviertheit, oder sexueller Protzerei. Das nationale Klischee wurde bald auch von den Untertanen in den von den Söldnern verheerten Gebieten übernommen. Für die Adligen kompensierte es die Schmach erlittener Niederlagen, für die Landbevölkerung die berechtigte Furcht.



II

Die Realität der Schweiz aber sieht immer anders aus. Etwa so.

«Mit sauerem Schweiss, und so vielen schlaflosen Nächten grub' ich mich nur immer tiefer in die Schulden hinein. – Geb wie ich's machte, da half Hausen und Sparen, Hunger und Mangel leiden, bis aufs Blut arbeiten, kurz Alles und Alles nichts. Besonders mit dem Vieh wollt's mir durchaus nie gelingen. Verkauft' ich die Küh' um das Futter ver-

silbern zu können, und daraus meine Zinsen zu bestreiten, so hatt' ich dann mit meiner Haushaltung, die ausser dem Güterarbeiten keinen Kreuzer verdienen konnte, nichts zu essen, wenn ich gleich die halbe Losung [den halben Erlös] wieder in andre Speisen steckte. Schon von Anfang an musst ich immer Tagelöhner halten, Geld entleihen, und aus einem Sack in den andern schleufen [schlüpfen], bis ich endlich mich nicht mehr zu kehren wusste.» (Corino 1987, 105)

So verwünschte **Ulrich Bräkers** Vater sein Schicksal, wie es der Sohn später in der *Lebensgeschichte und natürliche Abenteuer des armen Mannes im Tockenburg* (1788) überliefert hat.

Viel spricht Ulrich Bräker in den ersten Kapiteln dieser Autobiografie von Geld, Zinsen und Schulden. Die Mutter muss als Spinnerin zum Lebensunterhalt beitragen, und der Vater geht mit dem Salpetersieden einer Nebentätigkeit nach, unter der die bäuerliche Wirtschaft leidet. Schliesslich wird die Schuldensituation ausweglos, übernehmen die Gläubiger den elterlichen Hof; die Bräker-Familie wird mit ihren acht Kindern von der Gemeinde in eine Hütte eingewiesen. Später hat Ulrich Bräker neben der materiellen Not vor allem die mangelnde Bildung beklagt und sie direkt auf das fehlende Geld zurückgeführt: «O hätte doch mein



Vater selig Vermögen gehabt und hätte mich auch was lernen lassen» (Corino 1987, 104) notiert er im Tagebuch 1779. Nicht nur die im Toggenburg zunehmenden Auswanderungsprojekte, sondern auch die grassierenden apokalyptischen Visionen sieht er als Auswüchse der drückenden Armut. Er selber versucht sich als Salpetersieder, lässt sich dann als Soldat anwerben, entflieht aber schon nach kurzer Zeit und geht in den Garnhandel. 1761, mit 26 Jahren, heiratet Bräker. Die Ehe beginnt er mit einem grossen Schuldenberg; zugleich bleibt er in gesellschaftlichen Normen verstrickt. Seine Frau kann und will den versuchten Ausbruch von dem ihm zugewiesenen sozialen Ort weder verstehen noch mitmachen. Sein Lesen, sein Schreiben, das er verzweifelt betreibt, wird als unbotmässig empfunden. Nur widerwillig wird der Garnhausierer 1776 in die neu gegründete Moralische Gesellschaft im Toggenburg aufgenommen, die als Lesezirkel funktioniert. Dem Sohn gegenüber rechtfertigt er einmal sein Aussenseitertum mit einer ausdrücklichen Ablehnung des Gelddenkens: «Freilich ist meine Seele nicht gestimmt, all ihre Kräfte nur auf Broterwerb oder Geldsammeln zu verwenden, wie bei denen, die mich durchhecheln, die kein anderes Verdienst wissen, kein anderes Vergnügen kennen als Geld, und was mit Geld zu kaufen ist.» (Corino 1987, 108) Dennoch kann

Geld nicht umgangen werden. Als 1788/89 die *Lebensgeschichte des armen Mannes* zuerst in einer Zeitschrift, dann bei Füssli als Buch erscheint, kollidieren die beiden Bereiche von Wirtschaft und Kultur, von Notwendigkeit und Freiheit. Ursprünglich hat Bräker ein Honorar für sein Werk bescheiden abgelehnt; doch muss er auf den Entscheid zurückkommen und wünscht sich nunmehr eine Entschädigung, aus zweierlei Gründen, wie er dem Verleger erklärt:

«1. wegen meiner dermaligen ziemlich kritischen Lage, bei der ich doch gleichwohl auch für meine Jungen zu sorgen schuldig bin, 2. deucht mir, da es auch ein extra Mittel wäre, die unzähligen Vorwürfe, die ich wegen meinem Schreiben, für nichts und wieder nichts, wie man's nennt, in mich schlucken muss, zu mindern oder doch wenigstens zu mildern.» (Corino 1987, 110)

Zudem bittet er darum, dass ihm das Honorar in Anwesenheit seiner Frau ausgehändigt werde, damit sie es nicht für ein weiteres seiner fruchtlosen Hirngespinnste halte. Entsprechend reicht die Bedeutung der Entlohnung weit über das Materielle hinaus ins Soziale: Der Verleger, lässt er diesem durch einen Freund mitteilen, habe ihm «Dienste geleistet [hat] mehr als der Wert beträgt, indem er meinen schwankenden Credit stärkte, meinen Neidern Bauchweh machte und mir mehr Freiheit verschaffte, meinem Schreibhang zu folgen.» (Corino 1987, 110) Geld macht die Schriftstellerei akzeptabel; die ihrerseits im ökonomischen Bild des Kredits gefasst wird.

Aber sie ist keine nachhaltige Lösung. Mit den Koalitionskriegen gegen das revolutionäre Frankreich kommt der Garnhandel im Toggenburg zum Erliegen. «Fast die Hälfte Einwohner unseres Toggenburgs haben kein oder doch sehr wenig Eigentum, nähren sich meistens vom Baulgewerbe, [vom Spinnereigewerbe]. Nun ist uns Armen das Messer an die Kehle gesetzt» (Corino 1987, 111), beklagt Bräker im Tagebuch.



Hin- und hergerissen wird er zwischen den Bereichen. Als sich der Erfolg seiner Lebensgeschichte nicht fortsetzen lässt, gründet er 1794 mit dem Schwiegersohn eine kleine Tuchdruckereifabrik. Doch sie rentiert nicht, auch weitere Manuskripte lassen sich kaum mehr abset-

zen. Anfang 1798 hat Ulrich Bräker wieder 2589 Gulden Schulden, nach heutigem Wert rund 200'000 Franken. Die helvetische Revolution, deren politisches Freiheitsversprechen er begrüßen konnte, kommentiert er bitter:

«Ha, alles strebt nach Freiheit, alles will frei werden und wird frei weit und breit um mich her. Nur ich bin noch Sklave, und nicht frei. Sklave meiner Creditoren, abhängig von meinen Gläubigern, gebunden, unter dieser Last auf meinem Posten zu bleiben, meine noch übrigen Lebensstage, den Abend meines Erdenslebens schwermütig zu verhauchen.» (Corino 1987, 113)

Im Frühling 1798 entscheidet er sich, nicht auf seinem Posten auszuharren. Er verlässt die Familie und begibt sich auf eine mehrwöchige Fusswanderung. Ein befreundeter Bankier löst zumindest die Schulden aus, so dass Bräker wieder schuldenfrei zurückkehren kann. Wenige Monate später stirbt er im September 1798.

III

So war Bräker die Flucht aus der Schweiz und der Geldmisere misslungen. Andere flüchteten gerade in die Schweiz, etwa **Friedrich Hölderlin**.

Der stammte aus bessern Verhältnissen. Die Familie besass Grundbesitz in zwei württembergischen Dörfern. Der Vater war Kloostergutsverwalter, ein herzoglicher Beamter, die Frau hatte eine gute Mitgift mitgebracht, umgerechnet etwa 100'000 Franken an Barem und gleich viel an Schmuck und Möbeln. Als Friedrich drei Jahre alt war, starb der Vater, hinterliess ein beträchtliches Vermögen, nach heutigem Massstab eine knappe Million, gut angelegt in Boden und Darlehen. Die Mutter verheiratete sich ein zweites Mal, mit einem sozialen Aufsteiger, der es zum Bürgermeister brachte, dessen Weinhandel aber Verlust einfuhr. Er starb nach nur 5 Jahren Ehe. Jetzt hatte die Mutter Verluste auszugleichen, besass zwar immer noch ein Vermögen, aber in Erbgemeinschaft mit den zwei Kindern. Sie selber schien das nie so zu sehen. Da sie fürchtete, das Kapital anzugreifen, versuchte sie, von den Zinsen zu leben, und so wurde ihr das Kapital der Kinder, das sie treuhänderisch verwaltete, gefühlsmässig unmerklich zum eigenen Besitz. Es sind ausführliche Abrechnungen überliefert, in denen sie aufs Peinlichste alle Ausgaben notiert hat. «Ausgaben für den lieben Fritz, welche aber, wann er im Gehorsam bleibt, nicht sollen abgezogen werden» (Corino 1987, 199), vermerkte sie grosszügig. Tatsächlich fügte sich Friedrich vorerst in ein Theologiestudium, das ihm ein Sti-



pendium garantierte, aber ihn zugleich zum Pfarrer oder Lehrer verpflichtete. Das wurde ihm, mit zunehmendem Schreiben, auch der politischen Radikalisierung, widerwillig. Ab 1794 suchte er bei seinem Landesherrn viermal um die Erlaubnis für eine Hofmeisterstelle nach. Als Hauslehrer verdiente er durchschnittlich 400 Gulden im Jahr, dazu kamen ein paar Honorare, für den Briefroman *Hyperion* zum Beispiel, 1797/99 in zwei Bänden verlegt, insgesamt 100 Gulden. Das war nicht wenig, doch angesichts der wechselnden Stellen musste die Mutter den Verdienst zwischenhinein aufstocken, wiederum sorgfältig in einem Hauptbuch vermerkt und gelegentlich in Briefen an den Sohn beklagt.

Zur Abhängigkeit vom Herzog kam also die von der Mutter. Man hat ausgerechnet, dass sie ihrem Sohn nur die Hälfte der ihm zustehenden Zinsen auszahlte, vom Kapital zu schweigen. Er hat sich nie dagegen gewehrt, im Gegensatz zum Halbbruder, der später die Erbteilung anfocht.

Drei Jahre lang war Hölderlin in Frankfurt als Hofmeister angestellt, beim Kaufmann Gontard und dessen Frau Susette, die ihm zur Diotima seines Lebens und seiner Dichtung wurde; bis ihn der Hausherr hinauswarf. Er kam bei einem Freund in Stuttgart unter, empfand aber bald ein «tiefes dringendes Bedürfnis nach Ruhe und Stille» (Bertaux 1981, 80), um sich von der erstickten Liebe zu erholen, in den aufwühlenden Zeitläufen weiter zu dichten, und dachte an die Schweiz. Zu Ostern 1791 war er schon einmal in die Eidgenossenschaft gereist, hatte danach den *Kanton Schweiz* besungen, die Freiheitsliebe Arkadiens beschworen, ein traditionelles Motiv in neuer, gewaltiger Sprache.

Jetzt, im Jahre 1800, schaltete sich auf Umwegen Karl Friedrich Reinhard, französischer Gesandter in Bern, ein und empfahl eine Stelle bei Johann Caspar Zellweger in Trogen. Der hatte zusammen mit seinem Bruder Jacob Zellweger-Zuberbühler eine Spinn- und Webfabrik gegründet. Die Zellwegers waren eine der reichsten Familien der Schweiz; während der Wirren der Koalitionskriege reiste Johann Caspar im Oktober 1799 nach Sachsen, um konfiszierte englische Ware vorteilhaft einzukaufen und ins Piemont und die Schweiz zu schmuggeln, machte dabei hohe Gewinne.

Sein Bruder Jacob mischte derweil in der Politik mit, wurde Appenzellisch-Ausserrhodischer Landammann, 1802 als Föderalist von Napoleon verhaftet, wenig später freigelassen, wieder zum Landammann gewählt, und diente später als Vermittler in zahlreichen helvetischen Streitigkeiten. 1808 würde sich der Bruder Johann Caspar aus der Fabrik zurückziehen, sich als Geschichtsschreiber sowie Mäzen profilieren, während Jacob in finanzielle Schwierigkeiten geriet, 1816 bankrott ging und zwei Jahre später von der Landsge-



meinde schmäählich abgewählt wurde. Aber das ist eine andere Geschichte, die Helen Meier in einem schönen Buch vergegenwärtigt hat.

Item, 1800 befanden sich die Zellwegers finanziell noch in guter Verfassung, entsprechend wohl dotiert war die Stelle für Hölderlin, mit 600 Gulden jährlich, die auf 1200 steigen konnten. Doch bei dem noch vor kurzem in revolutionäre Umtriebe verwickelten Hölderlin mochte der Name Zellweger zu viele und zu konservative Ansprüche befürchten lassen, also schlug er das Angebot aus und nahm eine Stelle in Hauptwil im Thurgau an, bei Anton von Gonzenbach, auch er Leinenfabrikant.

Die Zellwegers und die Gonzenbachs stellten die glänzende Kehrseite jener Münze dar, die Ulrich Bräker so abgegriffen erschienen war. In einem Reisebericht von 1800 heisst es über Anton von Gonzenbach:

«Er ist's eigentlich, der die Fabriken in Hauptwil hält, für ihn arbeitet alles, was an diesem Orte lebt und webt. Seine Frau Ursula, eine Schwester von Herrn Gonzenbach im Oberen Schloss, ist eine mit männlicher Tätigkeit und Spekulation handelnde Kaufmännin. Hauptwil erhält sich aufrecht durch den Handel und die Tätigkeit dieser Familie.»
(Fertig 1990, 77)

So kam Hölderlin unter die Schweizer. Mitte Januar 1801 trifft er in Hauptwil in der Nähe von Bischofszell ein.



Er hat die zwei Mädchen der Gonzenbachs zu unterrichten, dazu zwei Jungen aus der weiteren Verwandtschaft. Hölderlin findet den Hausherrn aufrecht, aber distanziert, «gründliche Menschen, die gerade so viel Anteil nehmen an Fremden, als es ihr Herz nicht schwächt» (Häussermann 1961, 126): Schweizerisch berechnend vielleicht oder

eher kaufmännisch berechnend. In zwei, drei Briefen aus der Schweiz meint Hölderlin, er stehe immer noch tief betroffen vor den Alpen. Doch schon am 11. April, nach nur drei Monaten, fertigt ihm Gonzenbach ein Kündigungsschreiben aus. Es ist freundlich gehalten und nimmt Bezug auf Veränderungen im Umfeld der zu unterrichtenden Schüler, die die ursprünglichen Pläne für den Hofmeister über den Haufen geworfen hätten. Dennoch sind weiter oder tiefer gehende Gründe vermutet worden. Hölderlin selber hat in einem Brief aus der Schweiz geäußert, es sei «seit ein paar Wochen ein wenig bunt» in seinem Kopf, und im Juni vermeldet er, er habe in der Schweiz «eine wenig glückliche Zeit verbracht» (Fertig 1990, 79). Das nährte Spekulationen über die nachwirkende unglückliche Liebe zu Susette/Diotima, oder einen psychischen Schub, verschieden heftig interpretiert, aber Pierre Bertaux, der die metaphysischen Interpretationen der Hölderlin-Apologeten aufgespießt hat, meint erfrischend nüchtern: «es ist nicht abwegig zu vermuten, Hölderlin habe sich in Hauptwil gelangweilt» (Bertaux 1981, 84). Immerhin entstanden in der Schweizer Zeit einige grosse Oden und Elegien, über Die Alpen, über Die Söhne der Alpen, über die Überfahrt über den Bodensee zur Heimkunft. Von Geld ist da nicht mehr die Rede.

IV

Von Geld aber ist schon im Titel die Rede beinahe ein halbes Jahrhundert später, bei **Jeremias Gotthelfs** Roman *Geld und Geist* von 1843. Das ist ein archetypischer Titel, warum war er zuvor nie aufgetaucht? So blieb er, nicht ganz überraschend, der Schweiz vorbehalten. Noch genauer, dem Bernbiet. Und so beginnt das.

«Im Bernbiet liegt mancher schöne Hof mancher reiche Bauernort, und auf den Höfen wohnt manch würdiges Ehepaar, in ächter Gottesfurcht und tüchtiger Kinderzucht weithin berühmt, und ein Reichtum liegt da aufgespeichert in Spycher und Kammer, in Kasten und in Kisten, von welchen die lustige neumodische Welt, welche alles zu Geld macht, weil sie viel Geld braucht, keinen Begriff hat. Bei allem diesem Vorrat liegt eine Summe Geld im Hause für eigene und fremde Notfälle, die in manchem Herrenhause jahraus jahrein nicht zu finden wäre. Diese Summe hat sehr oft keine bleibende Stätte. Wie eine Art von Hausgeist, aber keine böse, wandert es im Hause herum, ist bald hier, bald dort, bald allenthalben: bald im Keller, bald im Spycher, bald im Stübchen, bald im Schnitztrog und manchmal an allen vier Orten zu gleicher Zeit und noch an ein halb Dutzend andern. Wenn ein Stück Land feil wird, das zum Hofe sich schickt, so wird es gekauft und bar bezahlt. Vater und Grossvater sind auch nie einem Menschen etwas schuldig geblieben, und was sie kauften, zahlten sie bar, und zwar mit eigenem Gelde.

Und wenn in der Verwandtschaft oder in der Freundschaft und in der Gemeinde ein braver Mann in Geldverlegenheit war oder einen Schick zu machen wusste, so wanderte dieses Geld hierhin und dorthin, und zwar nicht als eine Anwendung, sondern als augenblickliche Aushilfe auf unbestimmte Zeit, und zwar ohne Schrift und Zins, auf Treu und Glauben hin und auf die himmlische Rechnung, und war eben deswegen so, weil sie noch an ein Jenseits glaubten, wie recht ist.» (Geld und Geist, 7f.)

Das ist eine bemerkenswerte Auskunft. Gegen die neumodische Welt, die alles zu Geld macht, wird eine gesetzt, in der man sich nur auf Sitten und Anstand berufen möchte; aber Geld braucht es denn doch. Dieses Geld stellt allerdings einen beständigen Wert dar, nach einer himmlischen Rechnung, die keinerlei Zins verlangt. Freilich, wie das Geld in den Spycher oder den Schwitztrog gekommen ist, das verrät uns Gotthelfs Text nicht. Dafür wird der Batzen übersinnlich gemacht, als eine Art Hausgeist, der dem Haus treu anhängt. Karl Marx wird das wenig später als Fetisch des Geldes bezeichnen, in dem die Spuren der Arbeit, die es hervorgebracht haben, verschwinden.

Der Pfarrer Albert Bitzius hatte schon zuvor gewarnt, vor dem Sitten- und Gesellschaftszerfall.

Im Roman *Uli der Knecht* (1841) war der ungebärdige Uli zu einem anständigen Pächter erzogen worden. Als Pächter aber gerät er in der Fortsetzung von 1849 in ein Spinnennetz von Krediten, die nicht mehr der himmlischen Ordnung entsprechen, sondern vielfältigen irdischen Verpflichtungen. Schuldner und Gläubiger wollen sich gegenseitig übers Ohr hauen. Uli und seine Frau



Vreneli finden sich in der alltäglichen Pein, jeden Rappen umdrehen zu müssen, geraten mit dem Zins in Verzug, so dass Uli seinerseits beim Verkauf einer Kuh ein armes Mannli um zehn Taler betrügt. Müller und Wirt präsentieren ihm falsche Rechnungen, und verdächtig drängeln sich auch noch andere Gestalten ins Bild:

«Juden schwirrten herum mit der ihnen eigenen Geschäftigkeit, beschnoberten ganz ohne Komplimente Menschen und Vieh, um zu erfahren, ob nicht e Handel zu machen sei. Bald trat einer zu Uli und frug, ob er nicht ein Ross kaufen wolle, er könne ihn versorgen, wolle tauschen, begehre nicht bar Geld; ein anderer pries ihm Uhren an, wie keine noch auf der Welt gewesen, und wollte sie garantieren bis eine Woche nach dem jüngsten Tage; ein dritter hatte Schnupftücher, Halstücher von echter Seide und sonst noch Tuch von allen Sorten, wollte allen alles halb schenken aus reiner Liebe, und gerade weil sie es seien. <Was kommt er denn auf den Markt, wenn er nichts kaufen will?>

frug endlich ein Jude hässig. Er habe zwei Kühe da, antwortete Uli. <Wo hat er die zwei Kühe. Wo sind die zwei Kühe?>, frugen zwei, drei. <Komm, zeige sie, Bauer! Wollen sie schauen, kaufen sie dir ab, tauschen mit dir e Ross, e Kuh, wie du willst.> [...] Als Uli kam, hingen sie an ihm wie Kletten. <Wie teuer, Bauer?> frug einer. <Sind magere Kühe>, sagte ein anderer; <für die ist kein Kauf>, ein dritter.» (Uli der Pächter, 234f.), undsoweiter, mit konservativer Unbarmherzigkeit.

Angesichts solcher Versuchungen müssen Uli ein Hagelsturm, die wackere Frau Vreneli und der tüchtige Bauer, der ihm als Mentor dient, retten.

Nun ist ja kürzlich im Sahlenweidli ein Leben wie zu Gotthelfs Zeiten vor dem öffentlichen Blick erprobt worden. Meinem sehr cursorischen Blick schien es, es sei ein Leben wie zu vor-Gotthelf'schen Zeiten gewesen, in dem sich jede Bauernfamilie selbst genug zum Leben oder Sterben war. Vorgeführt wurde eine kurzweilige Subsistenzwirtschaft: Wie man selber melkt und bäckt, den Störmetzger in Naturalien bezahlt, und den Ueli Heiniger als urchigen Knecht verköstigt – leider ist der nicht im Sahlenweidli geblieben, sondern zerdehnt und zerredet weiterhin alle Themen im *Zischtigsclub*. Ist dagegen je Geld ins Bild gekommen? Gotthelf schrieb ja gerade über den Einbruch der Geldwirtschaft, genauer der Kreditwirtschaft, des Kapitalismus. Sein konservativer Blick, scharf und plastisch im Hinblick auf die Auswirkungen, propagiert dabei als Lösung jene Formel, die *Geld und Geist* zu Anfang vorschlägt: Das wahre Geld ist gottgegeben. Die treuen, wahren Bauern sind auch hablich. Hoffentlich in Ewigkeit, Amen.

V

Doch die Landschaft kennt auch andere Geschichten und Herkünfte. **Gottfried Keller** zum Beispiel stammte aus einer Familie, die zur bürgerlichen Schicht in Glattfelden gehörte.

Im schweizerischen Rahmen ist das vergleichbar mit der Familie Hölderlin. Auch Kellers Vater stirbt früh, als Gottfried fünf Jahre alt ist. Dieser Tod hat ungleich dramatischere materielle Konsequenzen. Dabei ähneln sich die Rollen der beiden Mütter in den ökonomisch-psychischen Gefügen. Hölderlin glaubte, auf Kosten der Mutter zu leben. Keller tut es tatsächlich. Bis zu seinem 42. Lebensjahr lebt er ärmlich, in Schulden. Alle Versuche, sich als Künstler zu etablieren, scheitern; in München muss er sich als Fahnenstangenmaler verdingen.

Abgebrannt kehrt er in die Schweiz zurück, liegt Mutter und Schwester weitere Jahre auf der Tasche, bis dann endlich ein Staatsamt seines Wegs kommt.



Das Versagen wird im *Grünen Heinrich* (1850) mit aller Schärfe geschildert. Der Roman ist die Geschichte eines künstlerischen wie ökonomischen Scheiterns. In der zweiten Fassung von 1880 wird die persönliche Niederlage der Titelfigur abgemildert, aber die Grundierung durch die wirtschaftliche Misere bleibt erhalten. Auch die dadurch entstehende soziale Kränkung, die sich, anders als bei Gotthelf, politisch vorwärtsgerichtet entlädt.

Als Heinrichs Vater stirbt, muss sich die Mutter neu einrichten. «Das erste, was meine Mutter begann, war eine gänzliche Einschränkung und Abschaffung alles Ueberflüssigen, wozu voraus jede Art von dienstbaren Händen gehörte» (Der grüne Heinrich, 60), berichtet der Erzähler. Beim Umzug in die Stadt gerät Heinrich aus einer anspruchslosen, vergnüglichen Armenschule in ein sozial höher gestelltes Landknabeninstitut. «So fand ich mich plötzlich in eine ganz andere Umgebung versetzt. Statt wie früher der bestgekleidete und vornehmste meiner Mitschüler zu sein, war ich in meinen grünen Jäckchen, welche ich aufs äusserste ausnutzen musste, nun einer der unansehnlichsten und bescheidensten» (ebd., 133). Das folgende Kapitel 13 steht unter dem Titel *Frühes Verschulden*, und das ist im doppelten Sinne gemeint. Um mit seinen Kameraden in der Jugendwehr mithalten zu können, plündert Heinrich den für ihn angelegten Spargroschen und erliegt dem «unbeschränkten Geldausgeben, der Verschwendung» (ebd., 142). Ein Kollege lockt ihn systematisch in ein «Schuldverhältnis» (ebd., 145). Die Mutter hat, gezwungenermassen, Sparsamkeit überhöht und verklärt: «jedes Guldenstück war ihr beinahe ein heiliges Symbolum des Schicksals, wenn sie es in die Hand nahm, um es gegen Lebensbedürfnisse auszutauschen.» (ebd., 147) Einst hatte die Mutter ihre



Ausgaben fein säuberlich in Rechnungsheften notiert.

Jetzt kehrt er wieder im Roman des Sohnes, der Fetisch Geld. Vors Leben und dessen Bedürfnisse schiebt sich ein hartes Stück Metall, das eine eigene Macht zu bekommen scheint, in dem soziale Beziehungen und Abhängigkeiten verschwinden.

Heinrich durchläuft unglückliche Lehrjahre, bis in den Tod. Das wollte Keller später zu hart erscheinen, also lässt er den grünen Heinrich in der zweiten Fassung zu etwas Geld kommen, und zwar durch ein glückliches Legat, Lohn dafür, dass er so «still und fleissig» (Der grüne Heinrich 2, 383) bei einem Maler gearbeitet hat. Heinrichs bescheidenes Glück ist damit gemacht, aber die Mutter bleibt ein Opfer. Sie erliegt der Scham der eigenen Schulden und den Gerüchten, dass auch ihr Sohn sich verschuldet habe. Ihr Tod bleibt selbst in der zweiten, gemilderten Fassung Heinrichs «Verschuldung» (ebd., 408).

Von Schulden und Verschuldung sind auch die scheinbar auf einen heiteren Ton gestimmten *Die Leute von Seldwyla* durchzogen. «Die Schäbigkeit der Armut wie des kleinen Wohlstands prägt die Leute [...] Die Anständigkeit Seldwylas ist abgenutzt und etwas herzlos, man versteht nicht, man vergibt nicht, aber man rechnet gern auf Franken und Rappen ab.» (Corino 1987, 264) In *Romeo und Julia auf dem Dorfe* ziehen Missgunst und Prozessgier zwischen zwei Nachbarfamilien die Liebestragödie in trostlose Niederungen herab. *Die drei gerechten Kammacher* verwickeln sich in einen Wettstreit um die Meistertochter, nach dessen Ausgang sich der eine erhängt, der zweite närrisch wird, und der Dritte, Erwählte, scheinbar Glückliche, in der Ehe von seiner Frau «regiert und unterdrückt» zurückbleibt. Überhaupt scheint in Seldwyla «jene blutlose Gerechtigkeit zu herrschen, welche aus dem Vaterunser die Bitte gestrichen hat: Und vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldern!»

Im späteren *Fähnlein der sieben Aufrechten* behauptet einer zwar über die Schweiz: «Glücklicherweise gibt es bei uns keine ungeheuer reichen Leute, der Wohlstand ist ziemlich verteilt; lass aber mal Kerle mit vielen Millionen entstehen, die politische Herrschsucht besitzen, und du wirst sehen, was die für einen Unfug treiben.» Aber gerade gegen einen solchen Kerl mit vielen Millionen, Alfred Escher, den Schöpfer eines Eisenbahnnetzes und der Kreditanstalt, hatte sich die Sorge des Bürgers Gottfried Keller gewandt.

Sein pessimistischer Altersroman *Martin Salander* stellte den politischen Liberalismus denn auch unter den drohenden Schatten eines überbordenden Kapitalismus. Der Titelheld Martin



Salander, zuerst Lehrer, dann aufstrebender Kaufmann, bürgt für einen Freund, der betrügerischen Konkurs macht, wodurch auch Salander seine bürgerliche Existenz in Münsterburg verliert und nach Brasilien auswandert. Er muss – muss er? - seine Frau zurücklassen, die sich und die Kinder notdürftig mit einer kleinen Gastwirtschaft über Wasser hält. Nach sieben Jahren und drei Monaten kehrt Salander zurück, just, als die Frau den Kindern nichts mehr zu essen vorsetzen kann. Salander hat ein beträchtliches Vermögen erworben, nur um zu erfahren, dass er sein Geld in Wechsel beim gleichen Betrüger wie einst angelegt hat. 160'000 Franken sind erneut weg, doch bleibt noch ein wenig Bargeld, mit dem sich für ein paar Wochen ein anständiges Leben führen lässt. Dann reist er erneut nach Brasilien, beginnt ein Import/Export-Geschäft, von seiner Frau mit einer kleinen Kolonialwarenhandlung unterstützt. Jetzt geht der Aufstieg schneller vonstatten: Bereits nach drei Jahren kann Salander erneut als gemachter Mann zurückkehren. Die Geschäftsfrau Marie wird dann von ihrem Mann zur Ruhe gesetzt, nicht eher allerdings, bis er ihre Einlagen und Arbeit ordentlich ausbezahlt hat.

An dieser Stelle des Romans tritt die ökonomische Geschichte im fiktiven Münsterburg ein wenig hinter Liebeshändel und politischen Fragen zurück. Die beiden Töchter Salanders verlieben sich nämlich in die Zwillinge Isidor und Julian Weidelich, die ihren sozialen Aufstieg als Rechtsanwälte machen. Wie sie engagiert sich Salander politisch, in der Volkserziehung, mit etlichen Zweideutigkeiten und Rückschlägen für die liberale Sache. So dümpelt der Zeitgeist vor sich hin, bis der Konkurs von Salanders Amtsvorgänger einen verschärften Wind ankündigt. Salander sieht sich wieder mit dem zurückgekehrten Betrüger Wohlwend verwickelt, die fiebrigen Aktivitäten einer Gründerzeit nehmen zu, bis einer von einem Fest weg verhaftet wird. Plötzlich kann Salander viele Zeichen an der Wand lesen:

«Nachdem er mit seiner Gattin das Abendbrot geteilt, nahm er eine Zeitung zur Hand, und das erste, was er las, war die Nachricht von den zutage getretenen Unterschlagungen eines Beamten im Osten der Schweiz; im gleichen Blatt stand am Schluss als Neuestes der kurze Bericht von der Flucht eines Kassierers im Westen. [...] und auf dem Beiblatt las Martin richtig, dass ein Aktuar Schimmel in Münsterburg infolge einer Reihe von Veruntreuungen und Bestechlichkeiten, deren er verdächtig, am heutigen Tage verhaftet worden sei. [...] Auf diesen rauen Windstoss blieb es den Rest der Woche hindurch still von so ärgerlichen Dingen: ein mit siebenhundert Franken verschwundener junger Mensch, der am Samstag noch vereinzelt durch die Abendzeitungen lief, wurde nicht beachtet. Desto heftiger brach das Unwetter gleich am nächsten Montag wieder los, nachdem durch die missbräuchliche und unredliche Führung ihrer Leiter ein paar Geldgewerbe ins Schwanken geraten waren und weite Kreise in Mitleidenschaft

zogen. Lag hier die Ursache in der blinden Habsucht reicher Leute, welche ihren Überfluss der scheinbar glücklichen Hand solcher moralischer Tolpatsche zum Spielball überliessen, so brauste am Dienstag ein Konsortium abgeschiedener Seelen durch die Luft, welche als arme Erwerbsbeflissene aus den Kassen ihrer Vorgesetzten ein gut geregeltes Börsenspiel unterhielten. Am Mittwoch ritt auf der Unheilswolke ein alter Sackelmeister daher, der die Aufsichtsmänner alljährlich den gleichen Haufen zersägter und als Geldrollen verpackter Besenstiele überzählen liess. Am Donnerstag kam ein Aktienchef, der wöchentlich eine kleine Mappe auf den grünen Tisch und die Faust darauf legte mit den Worten: „Meine Herren, hier ist meine Ehre und jeder wünschbare Nachweis“. Die Beisitzer flatterten als angeschossene Enten hinterdrein, weil nie einer gewagt hatte, das Mäppchen unter der Faust wegzuziehen [...] Am Freitag kam ein Gemeindefaktotum, das den Ertrag eines schönen Lärchenwaldes in die Lotterien aller Länder gesandt bis auf ein wenig, das er versoffen hatte. Am Samstag ertränkte sich ein Vormund über sieben reiche Waisen, die nun arm geworden. Am Sonntag war wieder Ruhetag. Aber am Montag hub der Tanz von neuem an, und so ging er viele Wochen fort, dass man die Mägde auf den Gassen, wenn sie des Morgens die Zeitungen holten und lasen und die Männer beim Frühschoppen rufen hörte: Sie haben wieder einen! Wieder einen!» (Martin Salander, 461f.)

So dreht sich in Münsterburg das Spekulationskarussell, das die Staatsangestellten im neuen liberalen Staat ebenso mitreisst wie die Akteure im sich entwickelnden Finanzsektor. Schliesslich erweisen sich auch noch die beiden Schwiegersöhne als Finanzbetrüger, die verhaftet werden, worauf die Salanders ihre beiden Töchter ins Elternhaus zurückholen.

Im Verlaufe des Romans gibt es eine bemerkenswerte Stelle, in der der Betrüger Wohlwend von einem «sehr erfahrenen Irrenarzt», wie es heisst, unauffällig begutachtet wird, der feststellt, Wohlwend gehöre zu einem neuen Typus, der «die Macht habe, ein unbequemes Faktum sozusagen in ihrem Bewusstsein so gut aus dem Wege zu räumen, dass sie nicht einmal im Schläfe, geschweige im Wachen davon sprechen, wenn sie nicht wollen. Und es seien das durchaus nicht geistig starke Leute, vielmehr solche, denen jedes Bedürfnis mangle, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Dieser Mangel vermische sich dann mit einer ordinären Verschmitztheit und bilde sich zu einer nützlichen Kraft aus.» (ebd., 316) Salander erscheint der neue soziale Typ wie eine Qualle, die sich selbst aufzuheben vermöge.

Auch die Häufung entsprechender Vorkommnisse wird metaphorisiert: «Es ist wie die Reblaus oder die Cholera!» (ebd., 473) Tatsächlich verzieht sich das Gewitter dann auch scheinbar. Die «Zeitkrankheiten» (ebd., 507) heilen sich selber, die «Wut des allgemeinen

Übels hatte nachgelassen» (ebd., 510). Sogar der Betrüger Wohlwend reist, nicht ganz in Schimpf und Schande, ab. Das wirkt wie eine leicht künstliche Versöhnung. Im Übrigen thematisiert der Roman nicht den Industriekapitalismus, sondern die Zirkulationssphäre von Handel und Finanzen.

VI

Die ist ja in der Folge zunehmend wichtiger geworden. 1930 veröffentlicht der deutsche Soziologe und Kulturwissenschaftler Siegfried Kracauer eine bahnbrechende Studie mit dem Titel *Die Angestellten*, die im Untertitel Nachrichten *Aus dem neuesten Deutschland* verspricht. Der 1878 geborene **Robert Walser** hatte schon dreissig Jahre früher aus der neuesten Schweiz berichtet. 1892, mit 14 Jahren, beginnt er eine dreijährige Lehre bei der Berner Kantonalbank in Biel, begibt sich danach auf Wanderschaft, schlägt sich mit Gelegenheitsarbeiten als Schreiber und Buchhalter durch; Hinweis auf eine Zeit, als solche Tätigkeiten noch eher kleingewerblich betrieben wurden.



Eine seiner ersten Veröffentlichungen macht dieses Milieu zum Thema. Im Prosatext *Der Commis* wird der neue Berufsstand ironisch durchleuchtet. Armut und Reichtum, Schein und Sein klaffen auseinander:

«Wie viel edler und reicher ist da die Handlungsweise und das Benehmen der Commis, die, so ärmlich sie auch äusserlich auftreten mögen, doch einen Reichtum besitzen, der wahrhaft üppig genannt zu werden verdient. Reich sein heisst noch lange nicht, in den Augen der oberflächlichen Welt als reich erscheinen. Und wahrhaft arm sein heisst, reich scheinen müssen, wenn man alle Merkmale einer kargen und bösen Armut in sich trägt.» (Kocher, 54)

Da ist die Demütigung hinter dem Lächeln, oder das Lächeln vor der Demütigung. Die Commis, die Angestellten, ziehen ihre Identität allein aus ihrer Anstellung. So sind sie schlimmer dran als Arbeiter, meint der Autor zu wissen, oder doch nicht ganz.

Jedenfalls, «ein guter Rechner und Haushalter ist der Commis ohne allen Zweifel» (Kocher, 54), schreibt Walser, und daran hält er sich zu Beginn auch selbst. So scheut er sich nicht, gegenüber potentiellen Verlegern selbstbewusst von angemessenen Honoraren zu sprechen, auch wenn die ihn aus dem Büro lachen. Die Realität ist dann, wieder einmal, eine andere. Als er sich im April 1905 beim Verleger, der seinen Erstling veröffentlicht hat, nach

einer Nachzahlung von 100 Mark erkundigt, die ihm nach dem Verkauf von 1000 Exemplaren zugesichert sei, wird ihm beschieden:

«dass von 1300 Exemplaren der Auflage, die von dem Buch hergestellt wurden, bisher erst 47 Exemplare abgesetzt worden sind. Diese Zahlen bedürfen sicher keines weiteren Kommentars, und obwohl wir natürlich keine Gelegenheit versäumen werden, um auch für dieses Buch Propaganda zu machen, so liegt doch der Zeitpunkt, an dem die Herstellungskosten auch nur annähernd gedeckt sein werden, noch in weiter Ferne, so dass wir leider bitten müssen, sich wegen des reklamierten Betrages noch zu gedulden.» (Corino 1987, 354)

Walsers erster Roman, *Geschwister Tanner*, beschreibt erneut das Angestelltenmilieu, aus dem sich die Figur Simon Tanner trotzig absetzen will: «Ich pfeife darauf, den Vorzug zu genießen, der mit der Auszahlung eines festen, monatlichen Gehaltes verbunden ist. [...] Ich will keine Zukunft, ich will eine Gegenwart haben.» Walser selber ist in diesen Jahren gelegentlich stellenlos, und in einem Brief an die Schwester stellt er sich vor, als Diener tätig zu werden, oder als Hund einer Herrschaft, so wie es etwa zur gleichen Zeit Franz Kafka in den *Forschungen eines Hundes* beschreibt. Aber Kafka, in der Literatur unerbittlicher, bewältigt das Leben, als sorgfältiger Versicherungsbeamter, ungleich pragmatischer als Walser.

Und da ist natürlich *Der Gehülfe*. Einen «Auszug aus dem schweizerischen täglichen Leben» (Der Gehülfe 296), hat Robert Walser den zweiten Roman genannt. Er ist der realistischste von Walsers Texten, ganz nah den eigenen Erfahrungen in Wädenswil entlang geschrieben. In schwebender Leichtigkeit hängt die Existenz.

Der Commis Joseph Marti tritt eine Stelle beim Ingenieur und Erfinder Tobler an. Aber das Verhältnis von Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist von Beginn weg gestört, weil kein Geld da ist, um Marti zu entlohnen. Auf Geld freilich baut das Verhältnis grundsätzlich auf, und mit Geld würde es erst vollzogen. Angesichts des fehlenden Geldes sind beide, der Ingenieur Tobler wie der Schreiber Marti, nicht mehr, was sie zu sein glauben, auch nicht, was sie sein wollen. Obwohl Marti sein Gehalt nicht kriegt, bleibt er in Sympathie an Tobler und dessen Familie gebunden; die menschlichen Gefühl durchbrechen die gesellschaftlichen Rollen und Funktionen. Doch damit entpuppt sich Marti endgültig als altmodisch, den neuen Sitten in Bärswil nicht angepasst. Denn die Bärenswiler sind ein



DER GEHÜLFE

«heimlichfeisser Menschenschlag. Sie haben es alle mehr oder weniger dick hinter den Ohren, sie besitzen alle, der eine mehr, der andere weniger, irgend etwas Geheimes oder Heimliches, und sie sehen daher alle ein bisschen pffiffig und verschlagen in die Welt hinaus. [...] Die Bärenswiler sind nicht leicht übers Ohr zu hauen, davor kann sich jeder, der das probieren will, tüchtig gewarnt sein lassen. [...] Im allgemeinen kennen sie sich ausgezeichnet, sie rechnen nach, wo sie Vorzüge, wo Fehler besitzen, und sie sind immer eher geneigt, ihre Mängel als ihre guten Eigenschaften öffentlich strahlen zu lassen, damit ja niemand Bescheid wisse, wie tüchtig sie sind. Umso bessere Handelsgeschäfte machen sie dann. [...] Aber vor allen Dingen [...] sind sie trocken und nüchtern, ein Schlag Menschen, wie geschaffen dazu, bescheidene aber sichere Geschäfte zu machen und dito Erfolge zu erzielen. Die Häuser, die sie bewohnen, sind sauber wie sie selber, die Strassen, die sie bauen, sind ein bisschen holperig, genaue wie sie selber, und das elektrische Licht, das ihre Dorfstrassen Abends beleuchtet, ist praktisch, wiederum exakt wie sie selber.» (Der Gehülfe, 156-158)

Unter diesem Menschenschlag haben es sowohl Tobler wie Marti schwer. Auch der genialische Einzelerfinder muss vor dem Zwang zur schnellen Verwertung kapitulieren. Die Krise kündigt sich an, der Kapitalismus frisst seine schwächeren Kinder.

Robert Walser, andererseits, schlägt sich dann mit Prosastücken für Zeitungen durch, mit dem, wie er es selber nennt «Prosastückligeschäft», einem Begriff, der einem in seiner heimtückischen Behäbigkeit in den Magen schlägt. Doch die Strategie, das Geld zum essbaren Häppchen zu erklären, geht nicht auf. Als Walter Hauschild, Besitzer des Zürcher Grethlein-Verlags, Interesse bekundet, einen neuen Roman von Walser zu veröffentlichen, erhält er einen Brief des Inhalts, Robert Walser sei bereit, ihn zu empfangen, unterzeichnet: «Cäsar, Diener von Herrn Walser». Nachdem «Hauschild, der Einladung Folge leistend, zu dem ärmlichen Mansardenzimmer emporgestiegen ist, öffnet ein Mann in Hemdsärmeln die Tür: Ja, sein Herr, Robert Walser, sei zu sprechen, er lasse bitten, sich einen Augenblick zu gedulden. Zwei Minuten danach geht die Tür wieder auf, und vor dem Besucher steht der gleiche Mann, jetzt mit einem Rock bekleidet, und stellt sich als der gesuchte Schriftsteller vor.» (Corino 1987, 355f.) Der verzweifelte Scherz kommt nicht eben gut an; umso weniger, als Walser, nicht ganz unverständlich, noch ein Honorar von 3000 Franken fordert, was Hauschild als unvernünftige Grille empfindet. So verzichtet er auf eine Herausgabe von Walsers Werk und erklärt gutmeinend-bedauernd, man müsse den Dichter in ein vernünftiges Milieu überführen. Was wenig später geschieht, in Form der Berner Klinik Waldau, wo Walser, materieller Sorgen entledigt, ein paar Jahre lang das Prosastückligeschäft wieder aufnimmt, bis

1933 die zwangsweise Überführung in die Klinik Herisau erfolgt. Der Rest sind lange Wanderungen und Gespräche mit dem Mentor Carl Seelig, aber schriftstellerisches Schweigen.

VII

Auch **Robert Musil** hat um seinen Wert gewusst, ohne ihn zu Lebzeiten umsetzen zu können.

Es ist eine der traurigsten Lektüren, die man sich vorstellen kann: Musils Briefe aus den letzten Lebensjahren in der Schweiz. Darin geht es, vor allem und immer wieder, um die Frage, wie man zu Geld kommt, und viel mehr noch um die Peinlichkeit, dass es, vor allem und immer wieder, um Geld geht.

Das Thema war für Musil nichts Neues. Sein Verhältnis zum Geld war von geistesaristokratischer Ignoranz. Elias Canetti hat überliefert, dass Musil kein Portemonnaie besass, sondern in der Öffentlichkeit immer von seiner Frau Martha begleitet wurde, die noch die geringsten Ausgaben für ihn beglich. «Er weigerte sich, an Geld zu denken, es langweilte und belästigte ihn. Es war ganz in seinem Sinne, dass seine Frau Geld wie Fliegen von ihm verscheuchte.» (Howald 1992, 4)



Nach dem Zusammenbruch der Donaumonarchie, in der Musils Vater zum Verdienstadel gehört hatte, war allerdings nicht mehr gar so viel Geld zu verscheuchen. Von den frühen 1920er Jahren abgesehen, als Musil essayistisch und journalistisch tätig war, konnte er sich nie als Schriftsteller mit seinen Arbeiten auf dem Markt behaupten, obwohl sein Rang als führender zeitgenössischer Autor früh feststand. Daraus entwickelt er gleichsam naturwüchsig als die ihm gemässe Form das Mäzenat. Die Arbeit am Hauptwerk *Der Mann ohne Eigenschaften* wird vom Verleger Ernst Rowohlt lange Jahre hindurch durch Vorschüsse unterstützt. Später gibt es verschiedene Freundeskreise, Musil-Fördergesellschaften, die seine Arbeit überhaupt erst ermöglichen.

1938, mit der Flucht oder dem Rückzug aus Österreich in die Schweiz, nimmt das Problem eine besondere Färbung und eine neue Schärfe an. Wieder findet sich ein Freundeskreis; übrigens waren einst auch für Gottfried Keller in Zürich Aktien ausgegeben worden, damit der Schulden tilgen konnte. Musil verfügt dank deutscher, amerikanischer und schweizerischer Gönner pro Monat über 500 Franken, was einem durchschnittlichen Angestelltenhonorar entspricht. Für Musil aber ist das peinlich wenig. Er will auf bestimmte Dinge nicht verzichten. Nach der ersten Unterkunft in einer Pension in Zürich siedelt er mit seiner Frau

nach Genf über, wo es nicht unter Vierzimmerwohnungen abgeht. Zum Befremden der Schweizer Bekannten kleidet er sich teuer, fährt im Zug zweiter statt dritter Klasse, ja, in den als beengt empfundenen Verhältnissen halten sich die Musils weiterhin ein Dienstmädchen.



Hier wird Geld zum Ausdruck von sozialem, grossbürgerlichem Status. Kellers Mutter hatte einst nach dem Tod des Ehemanns als erste Sparmassnahme alle Bediensteten entlassen; Robert Walser hatte in Scharaden seinen eigenen Diener gespielt. Musil kann und will nicht über die Herkunft springen, weder im Verzicht noch im verzweifelten Spiel.

Mit dieser Haltung eckt er, der eh schon jenseits aller Szenen stand, weiter an. Die soziale Isolierung im Exilland nimmt zu. So wie er kaum den Kontakt zur Schweiz sucht, sucht die offizielle Schweiz keinen Kontakt zu ihm. In den vier letzten Lebensjahren in der Schweiz wird

er nur zu drei Lesungen eingeladen, mit abnehmendem Erfolg. In Genf füllt sich am 19. Januar 1939 immerhin noch ein mittelgrosser Saal halb, über die Zürcher Lesung am 22. Februar erscheint zwar ein freundlicher Bericht in der NZZ, doch Musil fühlt sich durch den mangelnden Publikumszuspruch gekränkt; und nach Winterthur kommen am 29. Januar 1940 ganze 20 Leute. Schweizer Mäzene findet er keine, die Reinharts aus Winterthur haben sich schon Rilke ans Revers geheftet und sind ansonsten vom Leben angeekelt; Carl Jacob Burkhardt oder Martin Bodmer ignorieren ihn. So bleiben ein paar wenige Bekannte, vor allem Pfarrer Robert Lejeune und Armin Kesser.

Musils Reflexionen über die Schweiz erfolgen in einem Vakuum, und drehen sich, ausgehend von der eigenen Situation, um zwei Punkte unseres vermuteten Nationalcharakters: Um den Umgang mit Fremden und um den mit Geld.

«Schweizer, Durchschnitt: Höflich nur, wenn Nutzen dabei; denke Kurhaus Tarasp und Umquartierung der Gäste in Vulpera aus Waldhotel bei Saisonschluss. Die Schweizer wissen, was sich gehört, sie werden nie neue Liebenswürdigkeiten erfinden, aber die üblichen verkaufen sie als ordentliche Kaufleute. Auch in den höheren und höchsten



Die Kirchgemeinde vom 25. I. 1940 Nr. 3



*Die Kirchgemeinde vom 22. I. 1939 Nr. 20
Armin Bodmer, Tagblatt 27. I. 1939
Nr. 26*



Die Kirchgemeinde vom 26. I. 1940 Nr. 22



Schichten ist man bloss dann bemüht, und nicht vergesslich, wenn es einem zum Vorteil gereichen soll.» (Howald 1992, 5)

Die beiden Züge, Angst vor Fremden und Sorge ums Geld, finden sich sehr schön in den unrühmlichen Stellungnahmen des Schweizer Schriftstellerverbands zu Asylgesuchen exilierter Schriftsteller während des 2. Weltkriegs. Man findet darin einigen Antisemitismus, man findet aber vor allem Konkurrenzneid. Abgelehnt werden vorwiegend journalistisch tätige Berufskollegen, von denen man fürchtet, sie würden hier arbeiten und den Einheimischen die Aufträge wegschnappen. Musil dagegen kann zu Recht als harmlos, als unschädlich eingestuft werden, politisch wie kommerziell; sein Gesuch um Niederlassung wird deshalb unterstützt.

So spiegelt man sich gegenseitig. Er hat kein Geld und will sich damit nicht die Hände schmutzig machen, erwartet aber, dass er Geld erhält, weil es ihm zusteht. Die Schweizer Kulturinteressierten haben Geld, wollen es verachten, sind aber doch überzeugt, dass man es sich verdienen muss. Die von beiden Seiten verweigerte Assimilation drückt sich im bitter-resignierten Urteil Musils über die Schweiz aus:

«Man ist solide im Urteil und hält den Toten die Treue, ob sie nun Keller, Meyer, Rilke oder Hofmannsthal heissen; auch ich fühle mich einigermassen sicher, dass man einst meinen Schweizer Aufenthalt wohlgefällig buchen wird; aber erst auf seinen Tod warten zu müssen, um leben zu dürfen, ist doch ein rechtes ontologisches Kunststück.» (Howald 1992, 11)

Obwohl selbst diese Zuversicht nicht ganz berechtigt ist. Von Musils Aufenthalt in der Schweiz ist einzig eine bescheidene Tafel am ersten Wohnsitz in Genf zurückgeblieben. Das andere Wohnhaus, in dem er wohnte und wo er 1942 starb, wurde vom Kanton, dem es verkauft worden war, Ende der 1980er Jahre abgerissen, ohne dass sich in Genf oder in der übrigen Schweiz jemand darum gekümmert hätte. Die Sache hat, wie oft bei solchen Dingen, ein groteskes Nachspiel: Als der Leiter des Klagenfurter Musil-Archivs vom geplanten Abriss hörte, setzte er sich sofort mit dem ehemaligen Besitzer in Verbindung, und dieser erklärte sich bereit, dem Musil-Archiv die Musil'sche Badewanne zu überlassen. Deren Transport erwies sich schliesslich als zu umständlich; und so hat sich das Musil-Archiv mit den Wasserhähnen der Badewanne begnügt, die ihm per Post zugeschickt wurden.

VIII

Man könnte ein Triptychon erstellen, mit Musil in der Mitte, als Seitenbilder Thomas Mann rechts und Bertolt Brecht links: Der Grossbürger, der seinen Status im Exil auch finanziell

zementiert, und der Wahl-Proletarier, der die schärfsten Analysen zum Geldfetisch schreibt, und sein Schweizer Bankkonto pflegt. Aber das führt zu weit ab.

Bleiben wir deshalb in der Nähe. Brecht hat ja provokativ verächtlich gefragt, was denn die Ausraubung einer Bank schon bedeute gegen die Gründung einer Bank; entsprechend zeigte *Die Dreigroschenoper* die Unterwelt als Geschäftswelt, und in der *Heiligen Johanna der Schlachthöfe* werden schmutzige Geschäftspraktiken in klassischen – nun ja, beinahe klassischen – Hexametern deklamiert.



Friedrich Dürrenmatt, mehrfach in Brecht verbissen, treibt das formal noch weiter und schreibt die Oper einer Privatbank. *Frank der Fünfte*, 1959 uraufgeführt und durchgefallen, zeigt in kabarettistischen Nummern den Machtkampf in einer Dynastie von Privatbankiers. Gangster werden als Direktoren eingestellt, Callgirls zur Erpressung eingesetzt. Eine Ausstellung in Bern, die Anfang 2005 zum Thema *Schreiben und Geld* handelte, dokumentierte, wie Dürrenmatt zu Beginn seiner Karriere auf öffentliche Institutionen und staatliche Kulturförderungen angewiesen war, bevor er zum, wie es ein Journalist formuliert, «Dichterkrösus wurde, der für den Fotografen im Swimmingpool seines Anliegens posiert und ungeniert mit seinem Reichtum protzt.» (Scherer 2005, 51) Dabei wimmelt es in Dürrenmatts Werk von Millionären. Schon Claire Zahanassian hat im *Besuch der alten Dame* (1956) die Menschlichkeit mit Millionen auf die Probe gestellt. Im späten *Durcheinandertal* (1989) wird den armen Reichen eine «Religion der Armen» zur kurzfristigen seelischen Erquickung angeboten. Und die Doppelstruktur kehrt zurück: Gott hat sich in den grossen Alten mit Bart und einen grossen Gangster ohne Bart aufgespalten, zwischen denen die Reichen als Spielball durcheinander wirbeln. Da ist die Schweiz als Modell längst ins Globale erhoben.

Mittlerweile sind wir im globalen Casino-Kapitalismus, den Thomas Hürlimann oder Urs Widmer oder Martin Suter in der Form seiner Manager auf Bühne und Papier bringen. Aber das wäre ein neues Thema.

Zitierte Literatur

- Bertaux, Pierre, 1981: Friedrich Hölderlin. Frankfurt.
- Corino, Karl (Hrsg.), 1987: Geist und Geld. Vom Auskommen deutscher Schriftsteller. Nördlingen.
- Fertig, Ludwig, 1990: Friedrich Hölderlin der Hofmeister. Darmstadt.
- Gotthelf, Jeremias: Geld und Geist.
- Gotthelf, Jeremias: Uli der Pächter.
- Häussermann, Ulrich, 1961: Hölderlin. Reinbek bei Hamburg.
- Howald, Stefan, 1992: Verweigerte Assimilation. Robert Musil und die Schweiz. In: Rapiel. Zeitschrift für Kultur und Wissenschaft des Robert-Musil-Archivs. Klagenfurt 3/1992, 1-6, 11.
- Howald, Stefan; 2004: Insular denken. Grossbritannien und die Schweiz. Zürich.
- Keller, Gottfried: Der grüne Heinrich.
- Keller, Gottfried: Martin Salander.
- Meier, Helen, 2001: Adieu, Herr Landammann! Sieben Begegnungen mit Jacob Zellweger-Zuberbühler. Herisau.
- Scherer, Benedikt, 2005: Poesie für Zigaretten. In: Tages-Anzeiger, Zürich, 3.3.2005, 51.
- Walser, Robert: Fritz Kochers Aufsätze.
- Walser, Robert: Der Gehülfe.